

Maria Gabath, geb. Lepschi, geb. am 07.10.1922 in Sonnberg 40, Kreis Kaplitz.

Wie ich die Vertreibung aus meinem Heimatort Sonnberg erlebt habe.

Nach Kriegsende kamen die Russen ins Dorf und verbreiteten die bekannten Schrecken. (Plünderungen, Vergewaltigungen).

Als sie dann angezogen waren und tschechisches Militär kam, dachten wir, dass es besser werden würde. Da hatten wir uns aber gründlich getäuscht. Die plünderten erst recht! Radios, Musikinstrumente und Fahrräder mussten abgegeben werden. Immer wieder machten sie Hausdurchsuchungen. Einer von den Tschechen ging voraus, streckte z.B. heimlich einen Teil eines Fahrrades ins Stroh oder Heu. Die Nachkommenden fanden es und schon war ein Grund da, den Hausherrn mitzunehmen. In der Schule wurden die Mitgenommenen über die Bänke gelegt und geschlagen, bis sie bewusstlos waren. Diejenigen, die nahe der Schule wohnten, konnten kaum mehr schlafen, da ihnen das Schreien und Jammern der Gequälten durch Mark und Bein ging. Heimkehrende Soldaten wurden ebenfalls dort schrecklich zugerichtet. Einmal hieß es, die Heimkehrer sollten sich in Grätzen melden. Von dort transportierten sie sie nach Russland. Manche waren jahrelang in Gefangenschaft. Ein Verwandter von uns starb dort.

Als Deutsche durften wir keine Bahn, keinen Autobus, kein Fahrzeug benutzen. Wir bekamen kein Fleisch, keine Wurst. Eine weiße Armbinde mussten wir tragen, sie uns nach Vorschrift zurechtmachen. 10 cm breit musste sie sein, darauf hatte ein schwarzes „N“ zu stehen, 8 cm hoch und 1 cm breit. Parteimitglieder mussten eine Armbinde mit zwei „N“ tragen.

23. September 1945:

Viele Familien von Sonnberg waren zu diesem Zeitpunkt nicht mehr im Dorf. Sie waren schon aus ihren Häusern gewiesen worden. Einigen gelang es, unter großen Gefahren, mit Ochsen- oder Pferdefuhrwerken die österreichische Grenze zu erreichen. Da wir über solche Transportmittel nicht verfügten, waren wir gezwungen auszuharren und abzuwarten, was kommt. Andere wurden nach der Vertreibung aus ihren angestammten Häusern in anderen Häusern des Ortes als Arbeitssklaven verwendet. Da wir nicht miteinander sprechen durften, waren wir über die Geschehnisse nicht gut informiert.

Meine Familie: Die Eltern, Sohn Franz, 10 Monate alt, die Großmutter, - durch einen vier Wochen zurückliegenden Schlaganfall ans Bett gefesselt. Mein Mann war schon 1944 gefallen.

Am 22. September gab der von den Tschechen zum Bürgermeister ernannte Johann Hansalik folgendes bekannt:

„Da am folgenden Tag in Sonnberg ein großes Fest stattfindet, müssen alle Frauen die Schule und den großen Saal im Sperkergasthaus putzen. Alle Männer des Dorfes müssen sich einfinden, um ein Podium auf dem Dorfplatz aufzustellen.“ Abends wurde unser Dorf von tschechischem Militär umstellt. Wir ahnten schon, was da kommen würde.

Früh am Morgen kamen Tschechen, in Lastwägen herangekarrt, ins Dorf. Auch eine Musikkapelle war dabei. Die spielte für die Tschechen im Gasthaus zum Tanz auf. Sie gingen in die Häuser, trieben die rechtmäßigen Besitzer heraus und machten sich darin breit.

Die Sonnberger wurden mit den paar Habseligkeiten, die sie mitnehmen durften und die ihnen nicht abgenommen wurden, auf die Lastwägen gezwungen und ins Innerböhmische zur Zwangsarbeit, meist zu Bauern zur Dienstbotenarbeit geschafft. Viele Familien wurden so getrennt.

Eine Frau (Barbara Endlweber), erlitt bei der Aussiedlung einen schweren Herzanfall. Der Pfarrer spendete ihr noch die Sterbesakramente. Es half nichts, die Angehörigen musste sie auf den Lastwagen heben und sie musste unter diesen Umständen fort. Die Tschechen kannten kein Mitleid.

Da auf unser Haus kein Bewerber kam, konnten wir noch bleiben. Wir wohnten mit anderen fünf Familien im Schloss. Die Männer dieser Familien mussten schon einige Wochen lang nach Gschwendt auf ein Bauerngut, da sich ein Tscheche angeeignet hatte, zur Arbeit gehen. Er hatte nämlich keine Arbeitskräfte, da diejenigen, die auf dem Gut wohnten, ihrer Zwangsarbeit mit der Flucht über die Grenze entgangen waren.

Am Tag nach der Aussiedlung von Sonnberg, also am **24. September 1945** borgte uns ein Tscheche „sein“ Pferd und „seinen“ Wagen, wir luden das Notwendigste auf und fuhren nach Gschwendt. Auch unsere Nachbarn Jaksch, Founje und Hroschek, sowie Herr Wagner (Hofner), kamen dorthin. So konnten wir wenigstens als Familie beisammenbleiben: Großmutter, die Eltern und ich mit meinem kleinen Kind. Als wir hinkamen, waren nur vier Kühe und sechs Pferde im Stall. Die Pferde waren bis auf die Knochen abgemagert. Die Russen hatten nämlich mit dem Vieh- und Futterbestand vorher schon ziemlich aufgeräumt. Anfangs hatte ich nur die vier Kühe zu versorgen, dann konnte ich mich um meinen Sohn, die Großmutter und den Haushalt kümmern. Vater und Mutter mussten täglich die Feldarbeit leisten. Den „Chef“ sahen wir nur am Morgen. Er konnte gut Deutsch und befahl, was und auf welchem Feld gearbeitet wird. Dann sahen wir ihn den ganzen Tag nicht mehr. Abends ritt er um die Felder, um zu sehen, was gemacht wurde. Er war immer zufrieden.

Bezahlt wurden wir für unsere fleißige Arbeit nicht. Wir mussten aber auch von etwas leben. Der Bürgermeister schrieb uns immer anfangs des Monats eine Bescheinigung, mit der wir von unserem eigenen Sparbuch etwas abheben durften. Die Bank jedoch rückte nur ganz wenig heraus. (Auf, dass den

Tschechen genug von unserem Ersparten blieb). Die Mutter des Chefs steckte uns manchmal Lebensmittel zu.

Im Winter mussten wir Frauen Strohmatte binden, die der Chef an Gärtner verkaufte. Die Männer mussten am Haus und Wirtschaftsgebäuden Maurerarbeiten durchführen.

Dann wurde es Frühling, der Frühling des Jahres 1946.

Langstrobnitz wurde ausgesiedelt und alles Vieh auf „unseren“ Hof geschafft. Die Ställe waren überfüllt. „Unser Chef“ nahm sich ein Bauernhaus in Langstrobnitz und erschien nicht wieder. Ein paar Tage waren wir allein mit unserem großen Viehbestand. Da kam ein Architekt aus Prag, begleitet von einem jungen Mädchen. Er hatte nichts mit als eine Aktentasche und von nichts eine Ahnung. Das Mädchen musste ihm sogar die Tierarten erklären. Äußerst frech kam sie auch in unser Zimmer und nahm sich, was sie brauchte und wollte. Abends, wenn es dunkel wurde, musste mein Vater einspannen und mit dem Architekten zu den leeren Häusern fahren, die noch nicht von einem Tschechen besetzt waren. Da wurde aufgeladen, was von den deutschen Besitzern noch da war: Möbel, Geschirr, Betten, Kleider, Wäsche

Als das ganze Haus davon gesteckt voll war, kamen Frau und Sohn des Architekten nach. „Ich sollte wieder das Vieh versorgen und bräuchte nicht aufs Feld, „meinte der Architekt. Das war natürlich gänzlich unmöglich. Schließlich wurden mir zur Stallarbeit noch etliche Frauen zugeteilt. Wir mussten dann aber so früh fertig sein um mit den anderen aufs Feld gehen zu können. Mutter konnten meinen kleinen Sohn und die Großmutter versorgen. Mittags war wieder die Stallarbeit zu erledigen (wer??), abends vom Feld heim, dann wieder Stallarbeit.

Jeden Tag erhielt eine Familie einen Liter Milch. Das war unser ganzer Lohn. Bei jeder Arbeit, war es auf dem Feld oder auf der Wiese, stand der neue Herr den ganzen Tag mit dem Gewehr hinter uns. Auch in den Stall kam er mit Gewehr und Revolver und ließ uns nicht aus den Augen. Wir fürchteten uns vor ihm. Eines Nachts riss sich ein Stier von der Kette und morgens lag ein Kalb tot da. Da sagte er: „das ist Sabotage!“ Von da an sperrte er den Stall nachts ab. Zum Klosett mussten wir nun über den ganzen Hof laufen. In der Nacht war es uns aber untersagt, unsere Räumlichkeiten zu verlassen. Einen Eimer hatten wir für solche Fälle im Vorhaus stehen. Als Vater Durchfall hatte, wollte er in der Nacht das Klosett aufsuchen. Der Architekt hörte ihn und schoss ihm vom Fenster aus nach. Gott sei Dank hat er ihn nicht getroffen. Ab diesem Zwischenfall ließ er nachts den Hund laufen. Einmal ließ mein Vater den Chef durch einen Dolmetscher fragen, ob er uns nicht bezahlen brauche. Als Antwort kamen am Abend zwei Männer von der Geheimpolizei. Sie riefen Vater heraus und erklärten: „Der Chef hat sich beschwert, Vater hätte die Arbeit verweigert.“ Vater entgegnete, er käme doch gerade von der Arbeit im Stall und legte ihnen

dar, worum es gegangen war und wonach er gefragt hatte. Da besprachen sie sich mit dem Chef. Nach einiger Zeit kamen sie zu uns in die Wohnung und erklärten: „Der Chef braucht uns nichts zu bezahlen, weil wir Deutsche sind.“

Ein andermal ging meine Mutter mit einer Frau, die auch auf dem Hof zu arbeiten hatte, nach Gratzen zu8r Bank, um Geld vom eigenen Sparbuch abzuheben. Da kam der Chef nach und trieb mit der Peitsche heraus. Wie Deutschen durften nur in der Zeit von 11.00 bis 12.00 Uhr einkaufen.

In Gratzen hatte wieder ein Jude ein Geschäft, bei dem kauften wir. Er sagte, wir könnten kommen, wann immer wir Zeit haben und sollten den Hintereingang benützen. Er verkaufte uns auch Zigaretten, die es sonst für Deutsche nicht gab. Unser Chef war auch allseits unbeliebt. Auch die neuen tschechischen Bauern mochten ihn nicht leiden. Im Wirtshaus prahlte er: „Bauer kann jeder sein, aber nicht Architekt“. Wegen dieser Angeberei verpassten ihm die tschechischen Bauern einen Denkkzettel.

Als wir mitten in der Heuernte waren, redeten sie ihm ein, dass es Zeit sei mit der Kornernte zu beginnen. Wir hatten das Heu schon auf Haufen zum Heimführen bereitgemacht. Das musste nun liegen bleiben und wir mussten beim Korn beginnen. Bald begann eine Regenzeit und das Heu verfaulte. Von dem Heu, das wir schon eingebracht hatten, mussten wir die Tiere füttern, da er uns keine Zeit zum Futtermähen ließ.

Im Herbst, als die Bauern Korn säten, redeten sie ihm ein, Grünfutter zu säen, dass er im Winter Futter hätte. Seine bäuerliche Weisheit reichte nicht einmal aus, den Spaß, den sie mit ihm trieben, zu bemerken. Also säten wir Futter statt Korn. Wir wussten ja, dass wir im Winter nicht mehr da sind.

Im November 1946 war es endlich so weit, dass wir fortkonnten. Unter diesen Umständen waren wir dazu gerne bereit. Der Chef wollte uns aber nicht fortlassen. Da er ein Bleiben nicht bewirken konnte, versuchte er uns noch einmal eins auszuwischen. Er schickte uns die Finanz ins Haus, weil wir ihm angeblich Werkzeug gestohlen hätten. Die durchsuchten aber unser Gepäck nicht, sondern plombierten es.

Dann fuhren wir nach Kaplitz zum Bahnhof. (Wann, womit?)

Der Transport nach Deutschland verzögerte sich aber um eine Woche. Wir konnten in einem Gasthaus unterkommen und halfen dort als Entschädigung bei allen Arbeiten.

Von Kaplitz fuhren wir am **3. November 1946** ab.

Mit dem Transport kamen wir nach Bayern, nach Wiesenfelden. Die erste Zeit war auch schwer, doch die Leute nahmen uns gut auf, da sie sahen, dass wir fleißig arbeiteten.

Vater konnte im Frühling schon seinen Beruf als Maurer nachgehen, seine Arbeitsstelle war aber oft weit entfernt, in München oder Regensburg und er kam nur zum Wochenende heim. Mutter half im Gasthaus und ich ging

waschen und putzen. Nebenbei nähte ich für die Leute. In dieser Zeit verstarb Großmutter. Nach vier Jahren übersiedelten wir in die **Pfalz**, nach **Böhl-
Iggelheim**, nahe Mannheim.

1954 bauten wir unser Eigenheim. Vater konnte es leider nicht mehr genießen, er starb schon 1958, im 64. Lebensjahr. Er hatte aber erreicht, was sein innigster Wunsch war: Dass, wenn er und Mutter nicht mehr leben, ich mit meinem Sohn Franz nicht bei fremden Menschen wohnen müsse. Dieser Wunsch ist ihm in Erfüllung gegangen. Dafür danke ich ihn heute noch.

Aufgeschrieben 2006, Maria Gabath, geb. Lepschi